

Andreas Tiefenbacher  
**Der Liebesdilettant**

Roman

VERLAG  
WORTREICH

\*

Wenn Wenzel die Tochter des früheren Volksbankdirektors Straubinger, der als kommunistischer Widerstandskämpfer dem Tod nur entkommen war, weil er es geschafft hatte, zwei Gitterstäbe zu durchsägen und den Sprung von der knapp vier Meter hohen Mauer des Gefangenenhauses in Wels unbeschadet zu überstehen, so gegen Mittag von der Dialyse im Landeskrankenhaus wieder nach Hause in die Höflingerfeldsiedlung brachte, tauchte jedes Mal der Lebensgefährte seiner Großmutter auf, dem das Grundstück daneben gehörte.

Wenzel, der Reichl nie sogleich bemerkte, erschien es, als würde sich dieser in boshafter Weise anschleichen, um sein Vergnügen daran zu haben, ihn zu erschrecken. Denn plötzlich stand er hinter ihm und sagte: »Wie geht's«, dass Wenzel jedes Mal erschrocken herumfuhr und manchmal sogar einen leichten Stich in der Herzgegend verspürte, während er die ihm entgegengestreckte Hand leicht genervt schüttelte. Und weil er sowieso nicht zu den Gesprächigsten gehörte, rang er sich höchstens ein paar Höflichkeitsfloskeln ab, welche Reichl aber dankbar weiterspann. Denn am Morgen bot sich selbst dazu keine Zeit, weil Wenzel Rosa beim Gehen stützen musste.

Trotzdem stand Rudolf Reichl, den das Motorengeräusch des Rettungswagens regelrecht anzulocken schien, auch da

schon irgendwo in Hausnähe herum und schwenkte seinen Arm. Wenzel erwiderte natürlich den Gruß, allein schon, weil er höflich war. Hatte es in der Früh aber immer eilig, denn er musste die Patientin pünktlich auf der Dialyse-Station abliefern. Beförderte er sie auf einer späteren Fahrt zurück, stand er meistens weniger unter Druck. Musste nicht, kaum war sie ausgestiegen, schon wieder weg. Sondern konnte kurz verweilen und zusehen, wie Rosa die letzten Meter von der begrünten Zufahrt, deren Spurrinnen mit Ebenseer Natursteinplatten ausgelegt waren, bis zum Haus zurücklegte. Wie sie die fünf mit grauen Fliesen belegten Stufen nahm. Die Tür aufsperrte, die Wenzels Großvater väterlicherseits, der ein Freund Straubingers war, getischlert hatte. Und wie sie kurz darauf im Vorhaus verschwand.

Sein »Bis zum nächsten Mal« klang meistens zu leise, sodass es höchstens Rudolf Reichl vernahm, der plötzlich auftauchte, um sich mit ihm, den das Überraschtwerden regelmäßig zusammenzucken ließ, ein wenig zu unterhalten. Er stammte ja eigentlich aus Wien, hatte bei *Siemens* in der Brünnerstraße gearbeitet und war irgendwann (aus Gründen, die Wenzel nicht kannte) von dort weg und über Vermittlung eines Freundes ins Salzkammergut gelangt, um in der *Hoffmann und Co. Elektrokohle AG* als Hilfsarbeiter zu beginnen, was bedeutete, jeden Tag bei Arbeitsschluss rußschwarz zu sein an Händen und im Gesicht.

Wenzel hatte ihn, der quasi die Rolle des Stiefgroßvaters einnahm, nie gefragt, warum er gerade in diese bergige, von Brauchtum durchdrungene Gegend aufgebrochen war, in

der ein unübersehbarer Hang zu Wilderei, und, wenn es um Selbsttötung ging, zu Firstsprüngen mit Krawatte genannten Hanfstricken um den Hals und zu Wasserschüssen herrschte. Er machte sich aber so seine Gedanken. Hatte sogar schon überlegt, Nachforschungen anzustellen. Er fand es nämlich auch sonderbar, dass Reichl sofort ansprang, wenn ihm am Kirtag oder im Bierzelt eine Frau schöne Augen machte. Immerhin lebte er seit mehr als zwanzig Jahren mit seiner Großmutter zusammen. Eine Heirat war zwar nie in Frage gekommen, weil sie dann ihre Witwenrente verloren hätte; nach außen hin wurde jedoch so getan, als wäre man ein Ehepaar. Das diente aber mehr dazu, die Leute zu beruhigen, die gerne tratschten und aufbauchten und Tatsachen zu abenteuerlichen Gerüchten weiterspannen, mit denen sie sich über andere lustig machten.

Was genau zwischen seiner Großmutter und Rudolf Reichl lief, konnte er nicht sagen. Vielleicht dachte er ja auch nur zu negativ. Denn im Grunde gab es nichts, worüber er sich beschweren hätte können. Seine Großmutter war sehr großzügig zu ihm. Und Rudolf Reichl nie unfreundlich. Auch an diesem Mittag nicht. Im Gegenteil. Er lächelte wie immer und fing, kaum hatte Wenzel den Schrecken des Von-hinten-begrüßt-Werdens erkennen lassen, grinsend an, übers Wetter zu reden. Der Motor des Wagens lief unterdessen weiter, zumal Wenzel ja gleich wieder fahren musste. Der nächste Transport stand schließlich bereits an. Er sollte in fünfzehn Minuten bei Richard Rasche im Evangelischen Altenheim in der Bahnhofsstraße sein und mit ihm zum Urologen. Wenzel

wollte bloß noch nach seiner Großmutter fragen. Aber da nahm Reichl ihn schon nicht mehr richtig wahr, hatte seinen Blick bereits auf die Zufahrtsstraße gerichtet, auf der sich ein Polizeiauto näherte, im Schritttempo an ihnen vorbei auf sein Grundstück rollte und vor der Abfahrt in die im Keller gelegene Garage stehen blieb.

Zwei Polizisten stiegen aus und kamen ohne Eile auf sie zu. Unterdessen wurde Wenzels Stiefgroßvater ganz weiß im Gesicht. Und als einer der beiden Männer ihn aufforderte, mit zum Haus zu kommen, nickte er nur kurz und ging voran. Wenzel blieb neben dem Rettungswagen stehen und blickte den drei Männern neugierig hinterher. Reichl schien ihm irgendwie gebückt. Doch eigentlich wurde Wenzel nicht dafür bezahlt, die Polizei bei Amtshandlungen zu beobachten, sondern dafür, dass er seiner Transporttätigkeit nachkam. Dementsprechend hatte er sich schleunigst auf den Weg zu machen. Schwang sich daher hinters Lenkrad und fuhr, weil die gerade verlaufende Schotterstraße holprig und mit Schlaglöchern bestückt war und nach dem Krenekhäus ziemlich steil abfiel, nicht allzu schnell zurück. Außerdem war er neugierig und wollte, so gut es ging, im Rückspiegel verfolgen, was die beiden Polizisten mit Reichl machten.

Er bekam noch mit, wie sie im Vorhaus stehen blieben und einer der Beamten mit beiden Händen in der Luft herumsfuchtelte. Was genau sie von ihm wollten, war ihm in diesem Augenblick unklar. Wie er dann aber die Tischlerei *Unterberger* erreichte, links und rechts schaute und auf die Hanuschhofstraße hinausbiegen wollte, kam ihm, dass er

Reichl, während die Türen des Polizeiautos zugefallen waren, tief seufzen gehört hatte. Wenzel glaubte, ›Jessas Maria‹ verstanden zu haben. Es könnte aber natürlich auch sein, dass er sich das nur einbildete, weil er in diesem Moment selber ›Jessas Maria‹ gedacht hatte.

\*

Dass Rudolf Reichl immer gesagt hätte, was er sich dachte, konnte Wenzel nicht behaupten. Dem Reden war er allerdings nicht abgeneigt. Fünf, zehn Minuten hörte Wenzel ihm des Öfteren schon zu. Nicht jeden Tag. Aber zwei, drei Mal pro Woche bestimmt. Schon seiner Großmutter zuliebe. Länger aber nicht. Als Sanitätshelfer, der seinen Wehersatzdienst ableistete, hatte er sich nämlich an gewisse Vorschriften zu halten. Und wenn man es genau nahm, bekleidete der hauptamtliche Sanitäter als sein Vorgesetzter in etwa den Rang eines Offiziers. Zu viel konnte er sich da nicht leisten. Es genügte, wenn er in der Früh ein paar Minuten zu spät kam. Da wurde schon herumgemeckert.

Vergnügen war zweifellos etwas anderes. Auch was das Verhalten der Patientinnen und Patienten betraf. Manchmal hätte er gern eine Maske, Rüstung, Drachenhaut oder Waffe gehabt. Ja! Eine automatische Schnellfeuerwaffe. Um die menschliche Unverfrorenheit ein für alle Mal auszurotten.

Manche Menschen waren einfach unverschämt. Glaubten, alles wäre selbstverständlich. Brachten dafür, dass man ihnen half, ja manchmal Kopf und Kragen riskierte, nicht einmal ein »Danke« heraus.

Wie oft hatte Wenzel schon zu sich gesagt: Morgen gehst du die paar Meter hinein in den Ort zum Büchsenmacher

Struger und kaufst dir einen Revolver und einen Haufen Patronen dazu. Und räumst endlich auf. Aber was tat er: Er traute sich zu Leuten, die ihm blöd kamen, nicht einmal etwas zu sagen. Stotterte herum. Plapperte irgendetwas, von dem er hoffte, dass es die Situation entschärft. Er wollte sich auf keine Diskussionen einlassen, weil er davon ausging, dass es nichts bringen würde. Schließlich bestand an Verrückten kein Mangel. Im Gegenteil. Es sah ihm eher danach aus, dass deren Anzahl sogar zunahm. Schon deshalb ging er Konflikten lieber aus dem Weg.

Und doch hätte er gern gewusst, ob man mit Nach-dem-Mund-Reden besser fuhr oder mit Die-Wahrheit-ins-Gesicht-Schreien. Um das herauszufinden, war er nicht couragiert genug. Außerdem musste er andauernd irgendwohin.



\*

Müssen – ja. Er hätte einfach weiterfahren müssen. Im Evangelischen Altenheim wartete Herr Rasche, dessen Katheter gewechselt gehörte. Wenzel aber bediente das Gaspedal behutsam, allein weil er hoffte, der Rückspiegel würde ihm noch Bilder liefern. Aber dazu war das Reichlhaus schon zu weit weg. Dennoch beschleunigte er nicht, fuhr im Schrittempo am Grillhaus vorbei. Kratzte sich hinter dem Ohr und betätigte kurz vor der Kreuzung das Bremspedal.

Wenzel schaute, ob ein Fahrzeug daherkam. Er zögerte kurz, weil die Gedanken Feuerwerk spielten. Steuerte aber dann, weil die Fahrbahn frei war, auf die Hanuschhofstraße hinaus, Richtung Sophienbrücke. Bremste, nachdem er in den Rückspiegel geschaut hatte, wenig später jedoch schon wieder ab und drehte, statt an Stadlerhaus, Ebnerhaus, Beinsteinerhaus, Knollhaus und so fort vorbeizufahren, auf der kleinen Ausweiche, die sich am Anfang der nächsten längeren Geraden befand, wo die freie Fläche in dichten Mischwald überging, um.

Genau dort, wo die Schotterstraße unmittelbar nach dem Stadel eine Gabelung machte, bog er allerdings nicht links ab (herauf zur Siedlung, von wo er eben erst gekommen war),

sondern steuerte geradeaus an der Fischerhütte und den Teichen vorbei hinein in den Wald.

Einige Meter bevor er den schmalen Weg erreichte, der quer hinüber zur Siedlungsstraße führte, hielt er an, stellte den Motor ab und überließ den Rettungswagen dem Schutz der Bäume. Stieg, aufgeregt und ängstlich um sich blickend, aus dem Wagen. Drückte (sich Mühe gebend, so wenig Lärm zu machen wie möglich) die Autotür zu und schlich auf dem kleinen Grünstreifen neben dem Schotterweg zu den mittermüllerschen Holzhütten. Versteckte sich dahinter und spähte durch Ritzen im angrenzenden Holzstoß auf die Schotterstraße, die keine fünf Meter entfernt lag. Die Bäume im Höflingerfeld verstellten ihm ein wenig die Sicht auf die Zufahrt zum Reichlhaus, aber gröbere Bewegungen würden ihm nicht entgehen. Da war er sicher.

Er konnte sowieso nur kurz bleiben. Ein paar Minuten vielleicht. Mehr würden sich beim besten Willen nicht ausgeben. Schließlich wartete Herr Rasche. Was sollte er dem sagen. Die Ausrede mit dem Tanken ging nicht, weil es auf dem Weg zum Altenheim keine Tankstelle gab. Er könnte höchstens so tun, als hätte er ein Problem mit dem Darm. Und mit ernster Miene verkünden, dass die Krämpfe plötzlich so arg geworden wären, dass er sofort anhalten und sich in die Büsche schlagen hätte müssen, um sich von dem explosiven Drang im Unterleib zu befreien.

Doch eigentlich wollte er weder lügen, noch ein anderes Risiko eingehen. Schließlich wäre es für jeden ein Fressen, den Sanitäter irgendwo untätig herumstehen zu sehen.

Schlimmer noch: ihn zu erwischen, wie er hinter einem Holzstoß kauert. Sowas würde doch jeder mit dem größten Vergnügen herumerzählen. Niemand, der es einem nicht vergönnte, wenn so ein Ausrutscher Konsequenzen hätte. Von einem Sanitäter erwartete man ja etwas anderes: dass er nämlich in Bewegung war. In seinem Rettungswagen saß. In der Gegend herumdüste. Leben rettete. Zu versorgende Menschen dorthin brachte, wohin sie mussten. Ein Sanitäter, der wie ein Jäger auf der Lauer lag, schien nicht vorgesehen. Wenzel war deswegen auch unruhig und nervös. Blickte ständig auf die Uhr. Horchte verbissen in die Stille hinein, seine Augen konsequent auf die Siedlungsstraße gerichtet, damit ihm nichts entging. In der Hosentasche hielt er verkrampt das Funkgerät umklammert, das noch ruhig blieb. Aber wie lange noch? Er hätte längst schon wieder weg sein müssen. Schaffte es aber nicht. Es schien, als wollten seine Füße mit dem Waldboden verschmelzen.

Zehn Minuten lang geschah nichts. Kein Auto, kein Spaziergänger, kein Tier. Ein paar Waldvögel hörte er. Ansonsten keinerlei Auffälligkeit. Kein Motorengeräusch, kein Schrei, keine Hupe, kein Schuss. Kein Funkspruch. Die Zeit verging schnell. Wenzel hatte einen Termin. Deshalb forderte er von sich: Wenn die nächste Minute vorbei ist, verschwindest du. Aber kaum war die Minute vergangen, hängte er (statt endlich abzuhausen) noch eine dran und harrete weiter hinter dem Holzstoß aus, obwohl er schon ganz dringend Wasser lassen musste. Er traute sich aber nicht, weil ihm das Niederprasseln des Urins auf dem Boden in

dieser Situation als ein viel zu lautes Geräusch erschien und auch der Grad der Ablenkung zu hoch gewesen wäre. Unter Umständen hätte er vielleicht sogar Entscheidendes verpasst. Dieses Risiko wollte Wenzel nicht eingehen. Denn mit einem Schlag wäre die ganze Wartezeit umsonst gewesen.

Als er dann schon über der mit seinem Gewissen vereinbarten Zeit lag und auch den Blasendruck nicht mehr aushielt, ließ er seinen Vorsatz fallen, machte einige hastige Schritte in den Wald hinein und urinierte hinter eine Fichte. Danach bezog er sofort wieder seinen Beobachtungsposten. Inzwischen waren siebzehn Minuten vergangen. Wenzel beschloss, auf zwanzig zu verlängern und dann endgültig abzuhauen. Wie er es normalerweise auch tat. Man hatte ihm eingebläut, den Aufenthalt auf die Mindestzeit zu beschränken, weil es ja sowieso ständig zu Zwischenfällen kam.

Mit Rudolf Reichl war aber noch nie etwas gewesen. Dies und jenes hatte Wenzel schon über ihn gewusst. Die Leute redeten ja. Man kannte ihn überall. Auf seinen Sammeltouren für den *KOBV*, der Dachorganisation aller Kriegssopfer- und Behindertenverbände in Österreich, kam Reichl schließlich in jedes Haus. Seit er in Pension war, sah man ihn häufig im Ort. Fast immer mit dem Rad. Sein *Fiat Panda* vermoderte unterdessen in der Garage. Den benutzte er höchstens, wenn es einmal wie aus Kübeln schüttete oder wenn er mit seiner Resi, wie er Wenzels Großmutter liebevoll nannte, zu einem ihrer Ärzte oder nach Ischl einkaufen fuhr.

An welchem Tag genau Wenzel die Neugier gepackt hatte, konnte er nicht sagen. Es war eine Weile her. Irgendetwas

hatte ihn misstrauisch gemacht. Außerdem hatte er seine Großmutter wochenlang nicht mehr zu Gesicht bekommen. Das war schon irgendwie komisch. Aber beunruhigt hatte es ihn nicht. Wieso auch. Es war ja nichts vorgefallen. Zumindest nichts, was öffentlich bekannt geworden wäre. Irgendein Patient hatte sich dann bei ihm nach Reichl erkundigt. Die Leute waren ja alle neugierig. Und wenn sich schon einmal die Gelegenheit bot, den Quasi-Enkelsohn kennenzulernen, da ließ man jegliche Hemmung einfach fallen.

Das Herumgeizen und Knausern war jedem aufgefallen. Dass er nie mit dem Auto in die Arbeit gefahren war, sondern immer mit dem Rad, selbst im Winter.

Für arm hielt ihn niemand. Eigene Kinder hatte er ja nicht. Kein teures Auto, kein aufwändiges Hobby. Wenzel konnte sich auch nicht erinnern, dass seine Großmutter mit Reichl einmal auf Urlaub gefahren wäre. Im Sommer, wo die meisten Leute das taten, vermieteten sie ja Zimmer. Höchstens alle paar Jahre nahmen sie sich im Herbst eine Woche Zeit und besuchten Reichls Schwester und deren Mann in Zürich, die dort im siebzehnten Stock eines Hochhauses wohnten, von dem aus man direkt auf den sogenannten *Letzigrund*, das berühmte Fußball- und Leichtathletikstadion, sah. Hatte der *FC Zürich* zufälligerweise ein Spiel, während Reichl gerade bei seiner Schwester Gretl weilte, so stand er immer am Fenster und folgte der Begegnung mit einem Fernglas. Auf die Idee, ins Stadion zu gehen, wäre er nie gekommen. Denn da hätte er ja eine Eintrittskarte gebraucht. Und die

gab es nur für Geld. Doch das sah er lieber auf der Bank. Zum Ausgeben war es ihm zu schade.

Rudolf Reichl sparte. Hätte er gewusst, wie viel seine Lebensgefährtin ihrem Enkel heimlich zusteckte, wäre er möglicherweise explodiert. Vielleicht wusste er es aber doch. Immerhin saß er jedes Mal in der Küche dabei und rührte sich nicht von der Stelle, solange der Bub zu Besuch war. Damit ihm ja nichts entging. Aber irgendwann schickte ihn seine Resi dann unter einem Vorwand in den Keller, damit er aus der Küche hinausmusste und sie machen konnte. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt dann dem Schließgeräusch der Stiegenhaustür. Kaum hatte sie es gehört, verharrete sie kurz. Denn Rudolf Reichl hätte die Tür ja auch bloß auf- und zumachen können, ohne hinunterzugehen. Er hätte zwei, drei Sekunden warten und sich dann anschleichen und die beiden in der Küche bei der Geldübergabe überraschen können. Aber nein, das tat er nie. Hatte er die Tür zum Stiegenhaus geschlossen, drangen ganz leise, aber immerhin doch eindeutig zuordenbare, durch das Auftreffen seiner alten Plastikschlappen auf dem mit Linoleum überzogenen Betonuntergrund verursachte Trittergeräusche in die meistens überheizte Wohnküche herein.

In den Sekunden, die ihre Ohren brauchten, um das Hinuntersteigen Reichls eindeutig zu identifizieren, stand Wenzels Großmutter jedes Mal bewegungslos da. Sagte nichts und horchte, während sie Richtung Stiegenhaustür blickte und damit rechnete, dass er noch einmal zurückkam, weil er etwas vergessen hatte.

War sie dann aber sicher, dass er sich auf dem Weg in den Keller befand, begann sie (von einer unsäglichen Eile gepackt) nervös herumzukramen. Zog Laden auf. Durchwühlte die Taschen ihres Kasacks. Wuselte in der Küche herum, bis sie schließlich ein Plastiketui in der Hand hielt, aus dem sie ein paar zerknitterte und klein zusammengefaltete Geldscheine fingerte. Diese drückte sie Wenzel hastig in die Hand und gab ihm zu verstehen, dass er sie schnell im Hosensack verschwinden lassen und ja kein Wort darüber verlieren sollte.

Im Beisein von Rudolf Reichl hatte sie ihm noch nie Geld gegeben. Immer nur heimlich und schnell. Warum sie das so machte, hatte Wenzel nie hinterfragt. Aber jetzt tat er das, während er hinter einem dicken Fichtenstamm kauerte und darauf wartete, dass etwas passierte. Krampfhaft starrte er die Schotterstraße hinauf, die direkt am Reichlhaus endete. Dort stand, von einem brusthohen Maschendrahtzaun eingegrenzt, immer noch das Polizeiauto. Soweit Wenzel von hier aus erkennen konnte, war das Vorhaus leer. Die beiden Beamten hatten wohl darauf bestanden hinaufzugehen, um seine Großmutter zu befragen. So vermutete er jedenfalls. Überprüfen konnte er das nicht. Er hatte weder Befugnis noch Mumm dazu. Und dann war sowieso alles, was nicht unmittelbar mit einem Hilfseinsatz zusammenhing, Zeitverschwendung. Was tat er hier also? Es ging einfach nicht mehr, dass er blieb. Er war ohnehin schon viel zu lange da. Musste sich bereits erklären. Ja!

Und typisch ... Noch während er zum Rettungsauto hastete, kam über Funk die Nachfrage nach seinem Verbleib.

Jemand vom Evangelischen Altenheim habe bereits angerufen und sich erkundigt, so Kaiser, der an der Funkanlage saß.

»Durchfall. Ich habe Durchfall. Gleich bin ich da«, erklärte Wenzel gehetzt, sprang hastig in den Wagen und fuhr derart ungestüm davon, dass die Reifen auf dem geschotterten Untergrund Durchdrehspuren hinterließen.

In seinem Kopf jagten Gedanken unkontrolliert hin und her. War Reichl grob zu seiner Großmutter gewesen, nur weil sie ihm immer Geld gab? Hatte er sie geschlagen und jemand etwas gehört oder gesehen? Warum sonst war die Polizei da? Irgendwer musste etwas angezeigt oder den Notruf betätigt haben? Vielleicht hatte Rosa sie schreien gehört? Aber hätte sie ihm da nicht schon längst etwas gesagt, wo er sie doch ständig zur Dialyse fuhr?

Vorstellbar war es, dass Reichl seiner Wut nachgegeben hatte, sie über ihn hergefallen, er kopflos geworden und dann jeglicher Hemmung verlustig geraten war. Wieso sonst hätte Wenzels Großmutter ihm verheimlichen sollen, dass sie dem Enkelsohn Geld gab, wenn nicht eben aus Angst, dass der Jähzorn ungestüm aus ihm herausbrechen und er laut werden könnte und mehr?

Davon ausgehen, dass er nichts bemerken würde, das konnte sie nicht. Schließlich lebte Reichl nicht auf dem Mond.

## **Ende der Leseprobe**

Im Buchhandel, oder online erhältlich.

Als Hardcover mit Schutzumschlag,  
oder als eBook auf allen Plattformen.